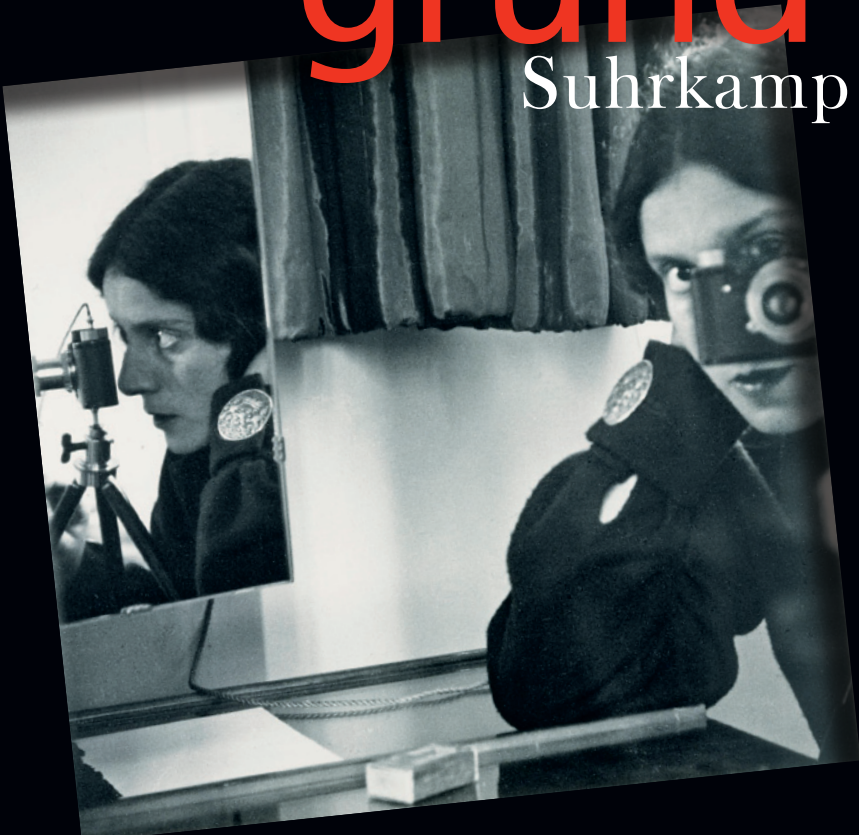


Gisela von Wysocki Wiesen grund

Roman

Suhrkamp



suhrkamp taschenbuch 5036

Wie ein magisches Geschehen erscheint der Salzburger Schülerin Hanna Werbezirk die Stimme eines Autors, der im *Nachtstudio* von Radio Wien zu hören ist. Es ist die des in Frankfurt am Main lebenden Philosophen, Soziologen und Komponisten Th. W. Adorno. Das unausgeführte »W« seines Namens, das für »Wiesengrund« steht, wird zur poetischen Einstiegsstelle in einen Roman, der sich an die Fersen der jungen Hanna Werbezirk heftet.

Um Wiesengrund *in natura* zu erleben, geht sie als Philosophiestudentin nach Frankfurt am Main, wo sie in gänzlich neue Sphären hineingerät. Nicht nur in die politischen Turbulenzen der Zeit, sondern vor allem in jenes magische Feld, das sie selbst um den hazarderhaften Denker errichtet hat. Über die Begegnungen mit ihm erzählt das Buch in einer Vielzahl von emblematischen Miniaturen. Und vom Denken eines Musikers, eines Poeten der Moderne, der die europäische Aufklärung auf seine Weise weiterschreibt.

Gisela von Wysocki, geboren in Berlin, Essayistin, Theater- und Hörspielautorin, Literaturkritikerin, studierte Musikwissenschaft in Berlin und Wien und Philosophie bei Theodor W. Adorno. Für ihre Essays, Prosa- und Bühnenwerke wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2017 mit dem Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste. 2010 erschien ihr Roman *Wir machen Musik* im Suhrkamp Verlag. Gisela von Wysocki lebt in Berlin.

Gisela von Wysocki

Wiesengrund

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2019

suhrkamp taschenbuch 5036

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlagabbildung: Ilse Bing, »Selbstporträt in Spiegeln«,
1931, Museum Ludwig, ML/F 1988/0178, Köln,

Foto: Rheinisches Bildarchiv Köln

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47036-7

Inhalt

Äther	9
Kippfiguren	17
Gleichzeitigkeit	26
Ruhelose Nachbarschaft	35
Vergrößerung	41
Verwegen planlos	49
Anwesend, aber nicht da	53
Andere Welt	60
Philosophisches Spielzeug	66
Geisterreich	73
Fliehkräfte	81
Heimliches Zentrum	93
Mixturen	99
Zeitlupe	112
Augenmaß	120
Fernsprecher	128
Für und wider	134
Verglasung	143
Sehenden Auges	149
Unschärfe	155
Trennschärfe	160
Sprechstundenprotokoll I	171
Ein Schuss Fremdheit	172
Opernglas	180
Sprechstundenprotokoll II	187
Denkspiel	191
Kuckucksei	208

Sprechstundenprotokoll III	216
Im Taumel	219
Sog	230
Der Schlenker	234
Weitwinkelperspektive	242
Sprechstundenprotokoll IV	248
Blickwinkel	251

Dabei hätte ich Blumen doch soviel
zu erzählen gehabt!

Aus Gisela von Wysockis Brief an Theodor W. Adorno, Frankfurt am Main,
vom 24. Juli 1966

Hellwach. Im Dunkeln warte ich ab. Um Mitternacht kommen die Gäste. Sie sind das Beste, was der Tag zu bieten hat. Dieses Mal ist es ein Besucher, der sich stark von den bisherigen unterscheidet. Auf die Schnelle könnte ich nicht sagen, wodurch. Aber ich höre es sofort. Später versuche ich, mich an seinen Namen zu erinnern. Bei seiner Erwähnung bin ich wahrscheinlich damit beschäftigt gewesen, das Radiogerät unter der Bettdecke zu verstauen.

Die Leute, die nachts hier eintreffen, haben keine Mäntel an der Garderobe abzugeben. Sie fläzen sich auch nicht in irgendwelchen Sesseln herum. Mit solchem Allerweltsgebaren halten sie sich gar nicht erst auf. Ich betrachte sie als Elementargeister. Sie hausen in der Luft, schwingen sich durch Frequenzbereiche und teilen sich durch Wellenlängen mit. Was mir an ihnen wichtig ist, sind ihre Stimmen. Sie reden mit mir. Sie teilen mir unerhörte Dinge mit. Wie gesagt, das Beste, was so ein Tag im Angebot hat. Jetzt, in diesem Moment, ist Mitternacht und Nachtstudio-Zeit von Radio Wien. Stützpunkt und Herzstück der Stunde ist ein Gerät der Firma GRUNDIG Radio-Werke. Braunes Holz, grün schillernendes Glas und die Namen diverser Sendestationen.

Mir genügen ein paar Sekunden für die Entscheidung, welcher der weitgereisten Besucher vorgelassen wird. Wer nach Hause geschickt wird, bekommt es mit der weißen Taste zu tun. Die Kandidaten haben wenig Zeit.

Es geht um alles oder nichts. Sie haben Neues mitgebracht: dann dürfen sie bleiben. Sie langweilen oder strapazieren mich: die Taste! Weg sind sie. Viel habe ich ihnen nicht zu bieten, sie haben nicht mehr als einen stickigen Hohlraum, eher eine Höhle zu erwarten. Ich kann ihnen aus ganz bestimmten Gründen keinen besseren Empfang bereiten.

Meine Besucher reisen schallwellenverschlüsselt an. Ihnen ist es egal, wo und von wem sie am Ende aufgepickt werden. In einem gut klimatisierten, schön beleuchteten Wohnzimmer. Oder in einer erbärmlichen, luftlosen Unterkunft, die überhitzt und dunkel ist. So wie bei mir. Zu allem Überfluss hat ihre Ankunft lautlos, so unbemerkt wie nur möglich zu geschehen. Nur ich darf von ihnen wissen, nicht der Vater, der im Nebenzimmer mit seinen astronomischen Skalen, Notizen, Büchern und Berechnungen beschäftigt ist. Ich nenne ihn »Alasco«. Nach einem Hauptreihenstern im Sternbild des Kleinen Bären. Hundert Lichtjahre von uns entfernt. Dort würde ich ihn in der Mitternachtsstunde am liebsten sehen. In Wirklichkeit sitzt er nebenan und kann hören, was sich in meinem Zimmer tut.

Kein Laut von der Gasse, sie führt wie ein totes Gleis am Haus vorbei. Salzburg versackt um diese Zeit in einer Stille, die an den nachdrücklichen Ernst der Totenstille erinnert. Sie ist mein Feind. Sie macht, dass meine Besucher so tun müssen, als gäbe es sie gar nicht. In den Augen des Vaters sind es Unruhestifter. Für ihn handelt es sich um unrechtmäßige Begegnungen, die sich unter seinem Dach abspielen. Nach zweiundzwanzig Uhr soll ich schlafen und nicht Radio hören. Deshalb muss ich

mich unter die Bettdecke verziehen, zusammen mit meinem Radiogerät. Jenem Gehäuse, in dem meine Gäste mithilfe einer Vielzahl physikalischer Vorgänge ihren großen Auftritt haben. »Denk an deine schlechten Noten, Hanna. Denk an die verpatzten Mathematikarbeiten. Denk an die Matura!«

Die Stimme, ungewohnt streng, passt nicht zum Vater. Eher gehört sie dem Herrn Professor Werbebezirk, der sich vor den Fachkollegen der Wiener TU für seine depperte Tochter schämt. Er selbst gibt mir ein Beispiel für entsagungsvolle Ausdauer und Disziplin, schlaflos, in seinem Bemühen, der Entstehungsgeschichte der Sterne auf den Grund zu gehen. Staub zuerst, lückenhaft Koordiniertes auf seinem Weg, einen Körper zu bilden, zu einem Stern zu werden. Ich sehe ihn vor mir, den wachen, wachsamen Alasco. Fast als wäre überhaupt keine Wand zwischen uns. So kommt es, dass sich die Gäste nur im Flüsterton äußern dürfen. Nur als verheimlichte Anwesende. Sie behaupten sich als *top secret* in einer nur mir zugänglichen Umgebung. Heiß ist es, beengend. Ich muss die Bettdecke immer wieder zur Seite schlagen. Muss auftauchen, Atem holen. Dabei stelle ich jedes Mal überrascht fest, wie unbekannt mir mein Zimmer in der Dunkelheit vorkommt. Ich weiß auf einmal nicht mehr, wo was steht und wie sich der Tisch, die beiden Sessel und die Lampe anordnen im Raum. Oder der Bücherschrank. Dabei habe ich doch jedes Mal nur wenige Minuten, höchstens zwei, vielleicht drei, unter der schallschluckenden Decke zugebracht. Genauestens dosiert ein- und ausatmend, Luft einsparend. So lange es nur geht.

Der Name des heutigen Reisenden, vom Radiosprecher angekündigt, hat nicht mehr als ein schnell vorbeiziehendes Geräusch erzeugt. Ich versuche, es in seinem Nachhall zu erwischen, so, wie man sich beim Schlagen einer Uhr im Nachhinein um die genaue Zahl der Schläge bemüht. Das Resultat ist ein bunter Mix aus Konsonanten. Das Wort »Wesendonck« schält sich heraus, dem aber die »i«- und »u«-Laute fehlen. Auch möglich: Musenkind. Hund oder Mund. Riesenmund! So heißt bestimmt niemand! Viele Nachtstudio-Besucher haben sich schon bei mir zu Wort gemeldet. So also geht's zu bei den belesenen Berühmtheiten, dachte ich oft. Sie machen dir Angebote. Da ist die Welt, und wir haben dies und das über sie herausgefunden. Der Mitternachtsbesucher von heute hat kein Interesse daran, mir etwas zu zeigen. So ist es, das Denken, teilt er mir mit. Es ist ruhelos, und es ist rabiat. Friss, Vogel, oder stirb. Ich zeige mit meinen Worten auf ein Feuer, gibt er mir zu verstehen. Deine Sache, was du damit machst!

Zuerst mal für Luft sorgen. Gerade jetzt gehen die Reserven zu Ende. Ich muss auftanken, mich hinüberretten in die sauerstoffhaltige Region meines Zimmers. In der Regel lässt sich überblicken, in welcher Richtung der Sprecher weitermachen wird. Dieses Mal nicht. Der namenlose Sendbote hinterlässt keine Spuren, nur ein Staunen bei mir.

Das Zimmer empfängt mich mit einer unnatürlichen, betretenen Stille. Unter dem Plumeau, knapp oberhalb der Hörbarkeitsgrenze, zieht währenddessen die pausenlose Wortflut weiter, gleich bin ich wieder dabei. Noch ein paar tiefe Atemzüge, das kostet Zeit. Wieder ein

Bruchstück, das mir fehlen wird. »Domizile des Augenblicks«, so hat der Radiosprecher den Beitrag genannt. Ich komme gerade noch rechtzeitig in mein Bettenbergdomizil, um den unbekannten Gast über Franz Schubert sagen zu hören, seine Musik habe sich des Potpourris bedient, um zu eigenem Leben zu finden. Schuberts Musik ein Melodienreigen? Ich atme aus, wenig. Vorsichtig. Jeder Atemzug eine Verknappung der Reserven. Bedenken Sie die Heruntergekommenheit des Potpourris, möchte ich dem Mann aus dem Radio zurufen. Seine Armseligkeit! Sein Kurorchesterniveau, Herr WiesenmundundUntergrund! Der geschäftige Mitteilungsstrom ähnelt einem schnellfahrenden Zug. Einem Zug, der sich in Bögen und Schleifen eilig vorwärts bewegt. Ein von Geisterhand beschleunigtes Vehikel.

Kaltblütig ist dieser Nachtstudio-Gast. Eine Ahnung sagt mir aber, er werde auf irgendeine Weise noch das Ruder herumreißen. Wie ein Kind verlasse ich mich darauf, dass Franz Schubert nicht im Desaster enden wird. Ich setze darauf, dass die Rettung zum Greifen nah ist. Dass es nur eines winzigen Schlenkers bedarf, um den zum Brettlmusiker herabgestuften Komponisten auszulösen. Ich halte durch unter dem heißen Deckbett. Eine Plage, das menschliche Atmungssystem! In diesem Moment fällt das Wort »Symphoniesatz«, und die mächtige Stimme breitet lauter Wörter vor mir aus, die mit »K« beginnen. Konflikt. Konfrontation. Kraftprobe. Ludwig van Beethoven geistert als Gebieter durch das Gelände, ein mithilfe von Kollision und Zuspitzung zu Höhepunkten befähigter Meister. Vom Krieg der Strukturen ist die Rede. Tonfolgen entpuppen sich als Füh-

rungskräfte. Klangliche Motive stehen auf Kriegsfuß miteinander.

Das Herz schlägt. Angestrengt. Beschleunigt. Ich bin ein verschwitztes Schlafanzugbündel. Schubert, höre ich, ist ein Symphoniesatz-Deserteur. Ein musikalischer Überläufer. Mein Kopf muss aufgebläht aussehen. Und puterrot. Eine Minute noch, dann platze ich. Schubert, ein Abtrünniger. Abgestellt auf Nebenschauplätze. Die Verkörperung des Wiener *Gmiat* – ein Fahnenflüchtiger! Das ist der Stand der Dinge. Der Mitternachtsbesucher hat Hand an sie gelegt, ich erkenne sie nicht wieder. Aus sehr weitem Abstand blicken sie zu mir hinüber. Die Stimme bahnt schnelle Verbindungen, sie hat schon auf mich abgefärbt. Sindbad der Seefahrer baut sich plötzlich vor mir auf. Ein schäbiges, lose verkeiltes Wrackteil ist neben ihm zu sehen. Der aus Holz und Hanfseilen verknotete Klumpen hat ihm geholfen, sich vor dem riesigen Vogel Rock in Sicherheit zu bringen. Das schäbige Potpourri! Der Rettungsanker! Es fügt sich alles, aber wie unter anderem Namen.

So lange wie überhaupt nur möglich werde ich durchhalten in meinem bettverhangenen Käfig. Das Potpourri der Lieder und Ländler schaut nicht auf erhobene Häupter, sondern auf gebrochene Herzen, sagt die Stimme. Sie ist als ätherisches Erzeugnis, als ungreifbare Welle vitaler als ich in diesem Moment. Es hat sich an diesem Abend kaum die Gelegenheit ergeben, dem nächtlichen Studiogast wie sonst immer meine Einwände, meine Zurechtweisungen zuzuzischeln. Der geisterhafte Besucher hat mich nicht dazu kommen lassen, den aufgebrachtten Zwischenrufer, das gescheitere Gegen-

über zu spielen. Es wird wieder Zeit, ich muss mich aus der Decke winden. Ohne den Lautstärkeregler zu vergessen. Ohne zu versäumen, ihn auf die leiseste Stufe zu stellen, bevor ich mit dem Kopf nach oben tauche, Luft hole. Manchmal arbeitet Alasco durch bis zum Morgen. Immer dann, wenn er am nächsten Tag nicht nach Wien im Institut sein muss. Dann kann ich hören, wie er seinen Stuhl beiseiteschiebt oder noch spät-abends telefoniert. Ich weiß, wie leicht eine Stimme durch die Wand dringen kann.

In der Stille des Zimmers schnappe ich nach Luft. In hohen Konzentrationen ist Sauerstoff für die meisten Lebewesen giftig, hat der Chemielehrer gesagt. Ich glaube ihm nicht, nicht in diesem Moment. Ich kann gar nicht genug davon kriegen. Ohne zu zögern, würde ich zur Höchstdosis greifen. Mein Zeitgefühl sagt mir, dass die Sendung in wenigen Augenblicken zu Ende ist. So schnell es geht, tauche ich in meine Unterweltbleibe zurück. Bloß jetzt nichts falsch machen. Bloß nicht die Ansage versäumen, den Namen des Besuchers, beinahe wäre es schon wieder passiert. Ich hätte mit dem raschelnden Geräusch der Bettdecke rechnen müssen. Ich hätte sie entweder blitzschnell, mit einer flinken Bewegung zur Seite schlagen müssen. Oder langsam, lautlos. Deshalb habe ich den vollständigen Namen wieder nicht richtig verstanden. Dem Klang nach ist er nicht allzu weit von der Wesendonck-Riesenmund-Vermutung entfernt. Es kann Wiesengrund geheißen haben.

Auf dem Schulweg am nächsten Morgen denke ich an den Abend wie an eine Art von Ausnahmezustand zurück. Hat es mit den Einflüsterungen im Dunkeln

zu tun? Mit der Anspannung und Gier, sich nichts von ihnen entgehen zu lassen? Mit dem Geheimnis einer unverhältnismäßigen Nähe? Nähe der Stimme? Dazu noch die Daunendecke. An sie erinnere ich mich wie an eine Bandage. Sie passt nicht zu dem, dachte ich, was mir von dem Gehörten im Gedächtnis geblieben ist. Kaum Details. Merkwürdig. Nur im Ganzen ein Ton.

Kippfiguren

Ich weiß auch nicht, warum ich am nächsten Tag unentwegt an Alascos Sterne denken muss. Das heißt an Kindheit. An das Hin und Her, das Einerseits und Andererseits. An Stückwerk, das von mir verlangt, auf irgendeine Weise zusammengesetzt zu werden. Der Unbekannte von gestern Abend hat eine neue Bühne eröffnet. Die Bühne könnte ein Boot sein. Ich sitze mit im Boot. Es gibt einen Dreh, ich kann ihn aber nicht beschreiben. Nur einer Bewegung, gymnastisch, temporeich, nachspüren. Den schnellen Umschaltungen von Sinn und Bedeutung. Und wie sie die Dinge an sich reißen, keins kann ausscheren. Kippfiguren. Philosophen, dachte ich immer, haben mit der Wahrheit zu tun. Ich wundere mich darüber, dass der gestrige Mitternachtsgast sich wenig darum kümmerte. Bemitleidenswert wirkt sie trotzdem nicht auf mich, die Wahrheit. Eher im Gegenteil, sie platzt aus allen Nähten. Kommt in abenteuerlichen Aufzügen daher mit Gesichtern, die mal so und mal so aussehen.

Alasco sorgt in seiner Welt dagegen für Ordnung. In seinem Weltall, könnte man im Hinblick auf seinen Beruf sagen. Ich turne etwas ratlos zwischen ihren Beständen herum. Meistens treffen wir am Abendbrottisch zusammen, die wichtigen Mitteilungen finden immer dort statt. Ich werde über Meteoritenfunde am Südpol informiert und über Kometen, die wie der Teufel leuchten und deren Kern schwärzer als Asphalt ist. »Meteoriten

verglühen, Kometen explodieren.« Alascos Worte sind vom Geklapper des Bestecks und von Essgeräuschen begleitet. »Sterne steabn a.« Immer, wenn seine Gemütslage, und sei es nur minimal, aus ihrer Mittellage ausschert, verfällt er in sein österreichisches Idiom. Ich weiß noch genau, dass der Satz in zwei Hälften zerfiel, er hatte einen Hänger. Alasco war nach dem ersten Wort, mitten im Satz, mit Weintrinken beschäftigt gewesen und dann erst mit der Todesmeldung der Sterne herausgerückt. Acht Jahre war ich alt, und das Herz klopfte in diesem Moment lauter als sonst. Wie ein Werkzeug, das kräftig zuschlagen muss. Ich lachte laut auf, ich setzte darauf, dass Alasco sich einen Spaß mit mir machte.

Er musste meine Verwirrung bemerkt haben, später rief er mich in sein Arbeitszimmer und zeigte mir ein Foto. Ich schaute auf eine in Dunst gehüllte Ansammlung von Getupftem und Gesprenkeltem. In ihrer Mitte ein vereinzelter heller Punkt. »A Stern«, sagte er, »von dem in hundattausend Joan nix mehr üba is.« Es fielen Worte wie »auskühlen«, »noch einmal aufleuchten« und »erlöschen«. Ich hatte etwas so Furchtbares wie das Ableben der Sterne nicht für möglich gehalten. Niemals hätte ich mir vorstellen können, dass sich in ihrer Welt ein derart herzergreifender Vorgang wie der des Erlöschens ereignen könnte. Das Wort klang nach einem in die Länge gezogenen Todeserlebnis. So, als könne ein Stern sich selber dabei zuschauen, wie er stirbt und sein Licht allmählich immer schummriger wird, sich immer weiter verdüstert. Es war der erste Himmelskörper in meinem Leben, der eine Krankengeschichte hatte. So

leicht aber würde ich mir das ewige Leben der Sterne nicht kaputt machen lassen. Nicht erlauben, dass man ihnen etwas so Tollpatschiges wie einen Erschöpfungszustand in die Schuhe schob. Sie wie ein Tier dastehen ließ, das alle viere von sich streckte.

Von da an schaute ich hin, wenn sich abends ihr unruhig flackerndes Licht am Himmel zeigte. Man konnte es tatsächlich für ein Zittern halten. Zur Not auch wirklich für das Zittern eines Patienten. Ich setzte fest auf seine Widerstandskraft. Insgeheim überhäufte ich Alasco, den unwillkommenen Überbringer schlechter Nachrichten, mit Vorwürfen. Ich nahm ihm seine Unverfrorenheit, seine Schamlosigkeit übel. Für einen kurzen Augenblick hielt ich ihn sogar für den leibhaftigen Mörder der Sterne. Für einen tollwütigen Täter, der Hand an ihre Unvergänglichkeit legte. Er, der auf Du und Du mit den Sternen stand, der sich von früh bis spät mit ihnen beschäftigte. In seinem Arbeitszimmer, auf Vortragsreisen, in seinem Wiener Institut. Der gutmütige Alasco. So anmaßend konnte er sein. Und so gewissenlos. Glaubte er tatsächlich, der dürftigen Abbildung vertrauen zu dürfen? Grobkörnig fotografiert, vermutlich verwackelt?

Seit diesem Abend litt ich mit den Sternen. Sie machten jetzt manchmal einen abgerissenen, entrechteten Eindruck auf mich. Wie Könige nach ihrer Absetzung. Könige im Exil, einem Schicksal ausgesetzt, das nicht für sie bestimmt war. Alasco schien sich damit abgefunden zu haben. Ihm machte es offenbar nichts aus, dass seinen Sternen keine Ewigkeit zustand. Im Gegensatz zu mir traute er ihnen kein mit dem Himmel fest verwach-